

Drei Legenden

VON

Martin Buber,
S. S. Cohn, Ch. Z. Klögel



Jüdischer Verlag / Berlin

1920

Copyright by the Jüdischer Verlag, Berlin 1920

Spamer'sche Buchdruckerei in Leipzig

Die Wanderschaft des Kinderlosen

Von Martin Buber

Ein Anhänger des Maggid von Kosnitz (Koszienice), ein frommer Chassid, pflegte mit jedem Mondwechsel seinen Meister aufzusuchen. Und bei jedem dieser Besuche band er dem Rabbi seit vielen Jahren das nämliche Anliegen auf die Seele, daß er, der schon an der Schwelle des Alters stehe, mit seinem Weibe in der langen Zeit ihrer Ehe kein Kind gewonnen habe, und er bat ihn, das Verhängnis von ihm zu nehmen, damit, wenn er einst stürbe, ein irdisch Teil von ihm bliebe. Rabbi Israel pflegte ihn geduldig anzuhören und ihm dann freundlichen Abschied zu geben, doch war er bisher nie mit einem Wort auf die Bitte des Chassids eingegangen.

Eines Abends redete der Mann mit seinem Weibe wie an vielen Abenden vordem von ihrem Unselgen — und da geschah, daß das Weib nicht wie sonst ergeben vor sich hinklagte, sondern der Schmerz brach ungestüm hervor, mit Hestigkeit flossen die Tränen, ihre leidenschaftliche Bewegung

rüttelte auch den Mann auf, daß er wie mit neuen Augen auf seine Gefährtin blickte. Und er fühlte, wie bei der Tiefe ihres Jammers ja auch noch die Scham der Unfruchtbarkeit auf ihr lastete. Da erfaßte ihn ein brennendes Erbarmen, und es kam ihm in den Sinn, wie er diesmal den Rabbi noch herzlicher als sonst mit seinem Kummer bedrängen und nicht innehalten wollte, bis jener sein Wort gesprochen habe. Dies sagte er der weinenden Frau. Froh und ungeduldig zugleich griff sie den Gedanken auf und beredete den Mann mit vielfältigen Vorstellungen, doch ja nicht den nächsten Monat abzuwarten, sondern ungesäumt sogleich die Reise zu tun. Ihrem Ungestüm vermochte er nicht zu widerstehen. So eilte er schon mit dem kommenden Tag nach Kosnitz und eröffnete dem Maggid sein Herz.

Diesmal hörte Rabbi Israel ihm so freundwillig zu, daß Zutrauen und Hoffnung, noch während er sprach, ihn beflügelten. Als er aber geendet hatte, wahrte das Schweigen des Meisters so lange, daß sein froher Mut sich wieder minderte.

Endlich redete der Rabbi:

„Freund, es kann dir wohl geholfen werden, doch ist mir bang, dich auf den Weg zu weisen, der zum Ziele führt.“

Sieh, schon liegt dein und deines Weibes Leben

im Schatten des Niedergangs, und soll euer Wunsch sich noch erfüllen, so mußt du den Gewinn eurer arbeitsreichen Jahre und die Geborgenheit eures Alters, all euer Gut mußt du hinopfern. Den Sohn wirst du noch in deinen Armen halten, aber in Dürftigkeit, mühselig und sorgenreich wirst du seiner Jugend warten.

Geh hin und berat es mit deinem Weibe, und ist sie's zufrieden, so lehr' wieder, dann will ich dir den Weg weisen."

Der Chassid wanderte heimwärts und alles, was der Maggid ihm entdeckt hatte, erzählte er seinem Weibe. Da sah er, während er redete, wie sie aus tränennassen Augen ihm zulächelte. Ein Schimmer von Goldseligkeit kam über sie, und jung und unverdrossen schien sie ihm, wie damals, als er sie gefunden und erwählt hatte vor vielen, vielen Jahren. Sogleich war sie willens und bereit zu aller Arbeit und aller Entbehrung und wollte keine Bitterkeit auf Erden erkennen, wenn ihr noch vergönnt würde, ein Kind aus ihrem Leibe im Licht der Sonne auf ihren Armen zu wiegen. „Sieh,“ sprach sie, „die Unfruchtbaren frösteln ihr Lebtag schon im Todesschatten, was soll mir der Wohlstand und das gemächliche Behagen, wenn ich einst hinscheiden soll und lasse kein Teil hier auf Erden, in dem ich fortlebe.“

So machte der Chassid, wie sie es wollte, sogleich geduldig sich wiederum auf und eilte zum Maggid nach Kosnitz, die verheißene Weisung zu empfangen.

Der Meister aber sagte also:

„Nimm dein bares Vermögen und was an Goldeswert etwa dir im Hause liegt, an dich, und was du an Gütern oder Liegenschaften besitzt, mußt du sogleich veräußern und in bares Geld umwandeln. Damit rüste dich aus und wandre nach Lublin zum Rabbi Jaakob Jizhak. Ihm mußt du sagen, daß ich dich ihm zugesandt habe, und aus seinem Munde empfängst du alsdann den Spruch, der dein Schicksal wendet.“

So tat der Mann, ging heim, verkaufte all sein Gut und nahm das Geld in seinen Beutel an seinem Leibe mit auf die Wanderschaft. Das Weib half ihm guten Willens in allem, gab ohne Bedauern Bequemlichkeit und Schmuck dahin und verhieß ihm obendrein, indes er ihrem Glücke nachzog, sich bis zu seiner Heimkehr von ihrer Hände Arbeit zu ernähren.

So zog er unverzagt nach Lublin, wo er bei dem Rabbi Jaakob Jizhak, dem großen „Seher von Polen“, sich meldete, wie der Maggid von Kosnitz ihn angewiesen hatte.

Der Lubliner hörte ihn mit verschlossener Seele an, und wenig Trost hatte er aus der Ausnahme. Mit trockenen Worten wurde ihm die Weisung, sich in der Stadt niederzulassen und auszuharren, bis die Zeit reif sei, sein Geschick zu lösen. Mit kurzem Gruß entließ der Meister ihn aus seinem Gemach, nachdem er ihm bedeutet hatte, er würde ihn rufen lassen, wenn die Stunde da sei.

So nahm er in einer bescheidenen Herberge Quartier und wartete geduldig viele Wochen hin. Nach einer Weile begann er zu fürchten, der Rabbi möchte seiner und seiner Sache völlig vergessen haben. So mengte er sich unter die Schar der Schüler, und in ihrer Mitte zog er zuweilen in des Rabbis Haus, in der Hoffnung, dessen Kluge auf sich zu ziehen und ihm seine Sache in der Erinnerung wachzurufen. Allein es schien, daß der Meister es mit Fleiß mied, seiner ansichtig zu werden, und aus dem freudigen Warten wurde bleierne Pein. Traurig lebte der Chassid seine Tage hin, voller Sorge um sein Weib daheim, das in Kummernis sich durchschlagen mußte, indes er, dem Geheiß des Maggid folgend, müßig ging, Tag und Nacht des Rufs gewärtig. So schmolz seine Barschaft, so sehr er sich auch mit geringer Kost beschied, und dies machte ihm Sorgen, denn also konnte er im Lauf der Zeiten zum Bettler werden, ehe der Rabbi seiner dachte.

Unvermuthet traf ihn der Ruf, den er doch so sehnlich erwartet hatte, und also redete Rabbi Jakob Jizchak zu ihm:

„Deinen Meister, den Maggid von Kosnitz zu ehren, werde ich dir zu Hilfe sein, und meine Hände werden den Knoten lösen, in den die Fäden deines Schicksals verstrickt sind.

Entsinne dich, wie in deinen Knabenjahren deine Eltern einem Mädchen dich verlobt hatten, und wie du es späterhin verlassen hast, um einer andern dich zu verbinden, die deinen Augen wohlgefiel. Deinetwillen hat ein Geschöpf unverdient Bitterkeit und Schmerz des VerstosSENS erduldet, du aber bist deines Weges gegangen und hast ihr Leid von deinem Herzen abgeschüttelt. Damals hast du die Fessel geschmiedet, die die Freude deines Lebens gefangen hielt, die Tränen der Verlassenen haben dein Eheweib unfruchtbar gemacht. Willst du das Verhängnis lösen, so mußt du hingehen, die zu suchen, die du einst so hart gekränkt hast, und ihr Verzeihn erbitten, so völlig, daß auch nicht ein Funken von Unwillen wider dich in ihrer Seele weiterglimmt. Versteh aber wohl, sehr entrückt ist dir der Ort ihres Weilens, unter vielen Nöten wirst du sie auffuchen müssen.

Jetzt zieh nach Balta zu jenem Markt, den sie den grünen Sonntag nennen. Forsche ohne Rast

ihr nach von der ersten bis zur letzten Stunde, nie sei darin müßig und lasse das Jagen nicht Herr über dich werden. Mehr zu sagen ist mir nicht gewährt, dir aber ist befohlen, zu suchen und nimmer müde zu werden. Geh hin, und findest du die Frau, so trachte, daß du erfüllst, was sie zur Sühne von dir begehrt."

Der Mann sagte seinen Dank, machte sich reisefertig und wanderte nach Balta. Mit beklommenem Gemüt erwartete er den ersten Markttag. Im Morgengrauen, als die letzten Buden noch zurechtgezimmert wurden, stand er schon da und sah zu, wie der Platz sich füllte, bis der wirbelnde Marktlärm um ihn kreiste. Dies laute Treiben war ihm fremd und tat ihm weh. Doch hielt er ihm stand von der frühesten Stunde bis zur letzten niedersinkenden der Nacht und wich nicht eher, bis der Platz öde lag und keine Seele mehr zu erblicken war. Und so tat er den ersten Tag wie den zweiten und jeden künftigen. Und er hörte auf jede Stimme, blickte in jedes Gesicht und fragte jeden, der ihm Rede stand, um eine Spur von jener Frau zu finden, die in Jugendtagen ihm angelobt gewesen war.

So ging Tag um Tag hin, kein Blick und keine Worte führten ihn zu seinem Ziele, todmüde, hungrig, das Herz von Enttäuschung verzehrt, stand er die vielen Tagesstunden unter Marktschreiern und

Seilchern zwischen den Ständen umher. So kam der letzte Tag. Die Kaufleute packten ihre Waren zusammen und luden Säcke und Kisten auf ihre Wagen, die Fremden verließen in Scharen die Stadt, der Abend nahte, im letzten Tageslicht riß man schon die Buden nieder. Diesen Tag hatte der Chassid wie ein Fiebernder ohne Rast alle Gassen durchstreift und vor allen Herbergen gestanden. Angstvoll hatte er in jedes fremde Frauenantlitz gespäht und jeden Ton einer fernen Stimme aufgefangen, vergebens wie vordem, und nun ging der Markt zu Ende, die Frist lief ab und seine letzte Hoffnung starb hin. Plötzlich bezog sich der Himmel, ohne Dämmerung ging der Tag in nächtliche Finsternis über, ein heftiger Regenschauer prasselte nieder, die Leute ließen Arbeit und Waren im Stich und flüchteten vor der eindringenden Kälte in die nächsten Häuser.

Erst als das Wasser seine Kleider bis auf die Haut durchnetzte, schrak der Chassid auf und sah sich nun auch nach einer schützenden Stelle um. Unfern gewahrte er einen großen finstern Torbogen, eilte auf ihn zu und trat ein. Abgemattet wollte er seinen Körper gegen die Mauer lehnen, da kam ein Knistern und Rauschen an sein Ohr, als habe er ein seidenes Frauenkleid gestreift. Scheu wich er beiseite, den Raum zwischen sich und der Trägerin freizu-

geben, den die Sitte gebot. Er blickte ein wenig auf und gewahrte jetzt, da sein Auge sich an die tiefe Dunkelheit des Ortes gewöhnt hatte, neben sich zwei Frauen, die er vordem bei seinem eiligen und zerstreuten Eintritt nicht wahrgenommen hatte. Doch hatte er ihrer schon nicht mehr acht — so sehr hatten seine trübseligen Gedanken ihn wieder in ihren Strudel gezogen —, als ein seltsamer Ton ihn aufschreckte. Eine der Frauen lachte; es war die, die ihm zunächst stand. Sie lachte mit klanglosen, schmerzlichen Lauten, zuweilen mengte ein schwingender Ton sich ein wie von zartem, zerspringendem Glas. Jetzt aber redete sie mit verhaltener Stimme, und doch vernahm er jedes Wort: „Sieh, diesem war ich als Kind angelobt, und er war es, der mich alsdann von sich stieß. So groß ist sein Abscheu noch heute vor mir, daß er um alles bedacht ist, meine Nähe zu meiden.“

Dem Mann stand alles Blut im Herzen still. Er sah aus brennenden Augen durch den dunklen Raum auf die, die sprach, und sah endlich ein hochgestrecktes, bleiches Weib, mit starren, schwarzen Kleidern festlich angetan, Haar und Angesicht schimmerten halb verhüllt unter Schleiern, an Brust und Händen aber funkelte kostbares Geschmeide auf. Je länger er sie ansah, um so banger wurde sein Mut. Endlich raffte er sich auf, näherte sich ihr, und mit

gesenktem Blick sagte er voll Jagen: „O Frau, was redest du?“ Ihre Stimme zitterte verschwebend über ihn hin: „Herr, bin ich denn von dir vergessen wie der Tote vom Herzen? Ja, ich bin das Mädchen, das dir in Kindertagen angelobt war und später dir so unwert schien. Aber sag mir, was tust du hier?“

„Frau,“ erwiderte er, „laß dir schlichtweg sagen, ich bin um deinetwillen hergekommen. Ich will dir nichts verhehlen in dieser Stunde. Meine Ehe war ungesegnet, mein Weib ist unfruchtbar und mir kein Kind geboren. So sind unsre Tage in Trübsal verfloßen. Sieh, nun aber hat der Rabbi von Lublin mir die Augen aufgetan, und ich weiß, mein Leben ist an den Schmerz gefesselt, den ich dir angetan habe. Nur wenn du mir verzeihen kannst bis zum letzten Frieden, nur dann bin ich erlöst von der Klammer meiner Schuld, und in den Tagen unsres Alters wird mein Weib mir Kinder geben, und wir werden spät noch des Lebens froh. Durch unendliches Ungemach bin ich gegangen, um dieses Tages willen. Ach, Frau, nun tu du Gnade an mir! Was du über mich verhängen wirst, mein Unrecht zu sühnen, ich will es vollführen.“

Die Frau wandte ihm ihr Angesicht zu und sagte leise, so daß jedes Wort wie eine Perle von ihrem Mund sich löste und in sein Herz fiel: „Herr, unser

Gott war mir gnädiger, als du heute ermessen magst, irdisch Gut frommt mir nicht mehr, und an seiner Sühne hängt mein Frieden. Aber höre, fern von hier lebt mir ein Bruder, bei Suwalki auf einem Dorfe. Er ist rechtschaffen und fromm, aber ein Haus ist in schwere Armut geraten. Eben um diese Zeit soll er seine Tochter vermählen, doch fehlt ihm alles, kein Heller ist in seiner Tasche und kein Rat, wie er ihr die Ausstattung schaffe. Wie es mir einst geschah, wird ihr geschehen, sie wird ver- schmäht werden, und große Herzensnot wird über ihr und den Ihren sein. Soll ich das Leid, das mir durch dich geschah, aus dem letzten Grund meines Herzens tilgen, so wandre dorthin und wende die Trauer von ihr und ihrem Haus ab. Zweihundert Goldgulden tun not, damit alles gut zu Ende geführt wird, gibst du ihnen das Geld, so ist geholt.
en.“

„Mit Freuden“, sprach der Chassid, „will ich tun, was du verlangst. Nimm sogleich das Geld aus meinen Händen hin. Was frommt es uns, daß ich zu deinem Bruder fahre, gib ihm selbst, schick' s ihm durch einen Boten; ganz, wie es dir gut scheint, magst du alles bestellen. Mich aber laß heimkehren, mir ist nach der Heimat bange.“

Da schüttelte die Frau sachte das Haupt und sprach: „Nein, all dies zu tun, ist mir versagt.“

Nur diese meine Worte kann ich dir hingeben, alles Erfüllen aber ist bei dir. Bring dem Bruder meine Grüße, und lege du selbst das Gold in seine Hand. Lebe wohl, meine Zeit ist um."

Sie winkte ihrer Begleiterin, beide traten auf die Straße hinaus, und schon schlang die Dunkelheit sie ein. Da stürzte der Chassid, von ihrer Rede und ihrem eiligen Scheiden verwirrt, ihr nach, sie fest zuhalten. Noch einmal schimmerte ihr Antlitz auf schon fern, doch ihm zugewandt, und sagte voll Wehmut: „Freund, vergebens folgst du mir, weit geht meine Reise. Eile tut mir not.“ Glücktug hob sie ihre Hand zum Abschied und war hinweg.

Am nächsten Morgen trat der Chassid die Wanderung nach Suwalki an, und als er nach Wochen mühseliger Fahrt dort angelangt war, hielt er alsbald Nachfrage nach Rabbi Leib, dem Bruder seiner einstigen Braut. Man nannte ihm ein nahe Dorf als dessen Wohnort, und so ließ er ungesäumt Suwalki und suchte jenen Ort auf. Er fand Rabbi Leib verschlossen und bedrückt, wenig geneigt, den unbekanntem Gast sein Herz zu eröffnen. Erst nach dem er viele Worte und viele Herzlichkeit angewandt hatte, stand der Hausherr ihm Rede und entdeckte ihm, wie schwere Sorge auf ihm lastete, da er in diesen Tagen die Tochter zu vermählen

habe. Durch mancherlei harte Zufälle, durch Mißernte und Geiz seines Pächters habe er die Mitgift des Mädchens aufbrauchen müssen, um seinem übrigen Hausstand das Leben zu fristen. Die Verlobung sei schon in den Kindertagen der Braut geschlossen, als er und die Seinen noch im Wohlstand lebten, allzusehr hätte sein Unglück ihn von den Verhältnissen des Bräutigams entfernt, und sei er nun nicht imstande, den Ehevertrag einzuhalten, so würde dies der Familie des Verlobten zum willkommenen Anlaß, das Band zu lösen, denn längst sähen sie mißgünstig auf die Armut der Braut, und nur Sitte und Ehrbarkeit binde sie. Sein Kind aber fiel der Verachtung anheim, schon seit Wochen sitze sie darum trostlos weinend in der Kammer.

„Nun, Freund,“ sagte der Chassid, „sei nicht also verzagt, vielleicht kann ich dir Rat schaffen!“

„Ach,“ erwiderte Rabbi Leib, „wie kannst du, ein Fremdling, dazu, mir zu helfen?“ Und er lächelte bitter und ungläubig vor sich hin.

„Nun,“ sprach der Chassid, „sieh, ich habe die zweihundert Goldgulden bei mir und weiß just keine bessere Anwendung dafür, als daß ich dir sie anvertraue, solange du sie gebrauchst!“

Allmählich schöpfte der Hausvater Vertrauen zu dem Fremden, dessen ehrliches Gesicht ihn einnahm, und nun wollte er wissen, wie es denn käme, daß

er als Unbekannter solche Gnade vor seinen Augen gefunden habe.

Da meinte der Chassid, es sei nun an der Zeit, daß auch er sein Geschick und seine Sendung enthülle, und er begann, indem er sagte: „Esther Schifra, deine Schwester, hat mich hergesandt und mir geboten, dir Hilfe zu leisten!“

Der Hausherr aber wandte bei diesen Worten sein Gesicht abseits, und mit einer seltsam schwankenden Stimme tat er die Frage: „Wo hast du meine Schwester zuletzt gesehen, und wann hat sie dir befohlen, also zu tun?“

„Vor etlichen Wochen,“ sagte der Chassid, „es war auf dem großen Markt zu Balta, habe ich sie wiedergefunden nach vielen Jahren, da erzählte sie mir von deinem Mißgeschick, und sehr lastete dein Leid auf ihrem Herzen. Sie hat mich angewiesen, unverzüglich dir zu Hilfe zu eilen, und siehe, darum bin ich hier!“

„Narr,“ schrie nun der Hausherr mit zornrotem Gesicht, „wie wagst du herzukommen, um meine Not so zu verhöhnern! Seit fünfzehn Jahren ist Esther Schifra, meine Schwester, tot, mit diesen meinen Händen habe ich ihr Grab bestellt und sie darin gebettet.“

Da seufzte der Chassid tief auf und verbarg sein Angesicht. Endlich raffte er sich auf, und nun fand

er Worte, dem Bruder der Toten die Wahrheit zu weisen. Als er Ansehn und Gewand der Frau in Torweg beschrieb, traten dem Rabbi Leib stille Tränen in die Augen, und er sprach:

„Ja, so wie du sagst, von Angesicht und so geschmückt hab' ich vor fünfzehn Jahren sie ins Grab gelegt. Um deinetwillen ist sie heraufgestiegen für eine Abendstunde, dir beizustehen. Darum, Bruder, darf ich ohne Scham aus deinen Händen die Hilfe annehmen.“

Mit Worten des Segens einer für den anderen gingen sie voneinander in Frieden.

Der Chassid lebte fortan in großer Dürftigkeit mit seinem Weibe, doch wurde ihr Bund gesegnet. Ehe das Alter über beide kam, empfingen sie einen Sohn.

Jerusalem

Von Helene Hanna Cohn

Ein Fieberschauer rüttelte David aus dem kurzen Schlaf auf, in den er wenige Minuten lang versunken gewesen. Er richtete sich empor und starrte in das Mondlicht, das im Zimmer leise zu tanzen und zu tönen schien. Einen Augenblick lang glaubte er, im Bett seines heimatlichen Mansardenstübchen zu liegen und die Nähe des Birkenwäldchens, des roten Schulhauses und des noch frischen Grabes seines Vaters zu spüren. Aber dann überfiel ihn plötzlich wieder die Erinnerung: er war ja gestern in Jerusalem, im Hause seines Onkels Emanuel, an den er stets nur wie an ein Märchen gedacht hatte, und der nun doch ein Mensch von Fleisch und Blut sein und ihm ein zweiter Vater werden sollte.

Das Staunen ließ David nicht zur Ruhe kommen. Er stand auf, trat ans Fenster und blickte auf das vom Mondlicht überflutete Gewirr weißer Mauern und Dächer. In Gedanken lief er nochmals dur

die Straßen, durch die er heute an der Seite des hochgewachsenen, bleichen und geheimnisvollen Oheims geschritten und die ihn durch ihre Wirrnis von Bauten aus alter und neuer Zeit, durch die sengende Sonnenglut und das Gewühl von fremden Trachten, Lauten und Gerüchten fast betäubt hatten. Im Mondlicht versuchte er die einzelnen heiligen Stätten wiederzuerkennen, bis ihn in neuer Sieberschauer durchrieselte und er sich ins Bett zurücktastete.

Er mochte eine Weile geruht haben — da fuhr er jählings in die Höhe. Was war das? Er hatte ganz deutlich einen Hilferuf gehört. Da — da kam es wieder. Und nun war es dem Knaben, als höre er seinen eigenen Namen, den irgendein Wesen in höchster Not in die Nacht hinausrief. „Ich komme!“ flüsterte er zitternd vor Aufregung, zog eilig seine Kleider an und folgte blindlings, nur von dem Drange, zu helfen, getrieben, der unbezannnten Stimme. Immer wieder hörte er den klagenden Ruf. Er tastete sich durch das dunkle, schlafende Haus, fand den Riegel der Haustür und stand im nächsten Augenblick auf der Straße.

Tiefe Nacht umgab ihn, nur das Mondlicht umlutete ihn, und der Himmel stand leuchtend von Milliarden von Sternen und milchweißen Sternensstraßen über ihm und ließ die weißen Mauern und

Dächer erglänzen. Noch stand David bebend in der Einsamkeit, da ertönte aufs neue der Silberruf, und wiederum glaubte der Knabe seinen Namen zu hören. Er lief durch die schweigenden Straßen immer der Stimme entgegen. Nichts regte sich nur hier und da löste sich die riesige Gestalt eines Wächters im weißen Burnus aus einem Mauereckwinkel.

Endlich gewahrte der Knabe einen Lichtschein und glaubte eine leise, fremdartige Musik zu hören. Beim Näherkommen bot sich ihm ein seltsames Bild: In einer offenen, langgestreckten Hütte mit strohgeflochtenem Dache saßen zwölf Männer in arabischer Tracht, über die rotes Sackellicht dahinhuschte. Sie hatten einen Kreis gebildet und sangen einen eintönig näselnden Gesang, wobei sie taktmäßig in die Hände klatschten. Ihrer aller Augen waren starr auf ein kleines Mädchen gerichtet, das in ihrer Mitte stand. Mit klappernden Reifen an Armen und Beinen geschmückt, tanzte das Kind zu dem Singen und Händeklatschen der Männer. Zuerst langsam, dann, als der Rhythmus sich belebte, immer schneller und schneller, so daß schließlich einer wirbelnden Flamme glich. Immer wilder wurde der Gesang, immer rasender drehte sich das Mädchen, bis ganz plötzlich das Singen und Klatschen aufhörte und die Kleine mit Schaur

vor den Lippen keuchend vor der Hütte niedersiel. „Wasser!“ wimmerte sie, „Wasser!“ Aber niemand hörte das ersterbende Stöhnen.

Mit einem Sprunge war David neben ihr. „Wo gibt es Wasser?“ flüsterte er, „ich will dir welches bringen.“

Matt wies das Kind auf eine Tonne, die in der Nähe stand. David schlich hin, füllte seine Mütze mit Wasser und hielt sie an des Mädchens lechzende Lippen. Gierig schlürfte sie das erquickende Naß, lehnte ihren Kopf an Davids Schulter und seufzte tief. „Wer bist du?“ fragte er. „Eine Jüdin“, entgegnete sie mühsam. „Wo sind denn deine Eltern?“ „Meine Eltern?“ wiederholte sie und erschauerte, „sie sind tot, alle sind tot, nur ich allein bin übriggeblieben.“

„Komm mit,“ flüsterte David, „ich bringe dich in meines Onkels Haus, er wird dich bei sich aufnehmen.“ Sie schüttelte müde den Kopf. „Ich kann nicht gehen, ich darf auch nicht, ich muß hier tanzen, jede Nacht, jede Nacht, bis auch ich tot sein werde.“ Er wollte sie aufrichten. „Komme doch mit, komme schnell. Ehe die drinnen es merken, sind wir schon auf und davon.“ Das Mädchen stöhnte: „Ich kann nicht mitkommen. Frage mich nicht weshalb, ich kann es dir nicht sagen. Es würde auch nichts nützen, sie würden mich ja

doch wiederfinden. Aber dir danke ich, daß du so freundlich zu mir warst; und nun gehe, denn wenn sie dich hier finden —“.

Noch zögerte David, da begann drinnen aufs neue das eintönige Singen und Händeklatschen, mit einem Weheruf sprang das Mädchen auf, war mit einem Sprunge im Kreise der Männer und begann aufs neue seinen Tanz.

Schaudernd riß sich David los, ließ seine frisch mit Wasser gefüllte Mütze vor der Hütte liegen und beschloß, gleich am nächsten Morgen dem Onkel von seinem nächtlichen Abenteuer zu berichten. Als er sich aber zum Gehen wenden wollte, bemerkte er zu seinem Schrecken, daß er nicht mehr wußte, aus welcher Richtung er gekommen war. Ratlos sah er sich um, da erblickte er wenige Schritte vor sich einen hochgewachsenen Mann in weitem Mantel und breitem Hut. — War das nicht der Oheim? David lief auf ihn zu, um sich zu vergewissern. Aber seltsam, obgleich der Mann ganz langsam zu gehen schien, mußte er wohl Riesenschritte nehmen, denn dem aus Leibeskräften laufenden Knaben gelang es nicht, ihn einzuholen. An einem etwas freistehenden Hause hielt der Fremde inne, und zu seinem Erstaunen erkannte David seines Onkels Haus. Die Haustür stand offen, obwohl nichts sich drinnen regte, und eilig

schlöpft' der Knabe in den Flur. Aber während er noch den Riegel schloß, glaubte er zu hören, daß jemand ihm von draußen zurief: „Schlafe wohl, Knabe, aber bevor du dich niederlegst, tritt ans Fenster deines Zimmers und blicke nach Osten!“

Noch ganz im Banne der wunderbaren Erscheinungen tastete sich David in sein Zimmer zurück und ging ans Fenster. Vor ihm lag die schweigende Stadt mit ihrem Gewirr von weißen Mauern. Aber die Nacht war so mondhell, daß man bis in eine weite Ferne sehen konnte, dorthin, wo der Jordan in das Tote Meer mündet und wo die Berge von Moab sich erheben. Und wie der Knabe da stand und zu der Wüste am Meere hinsah, fiel es ihm wie ein Schleier von den Augen, und er erblickte eine mächtige Stadt mit Ringmauern und Türmen, auf denen es von Soldaten und Volk wimmelte. Außerhalb der Stadtmauern bewegte sich ein seltsamer Zug: angeführt von einem Troß Soldaten mit blitzenden Lanzen und Speeren schritten dort sieben Männer mit wallendem Haar und reichen Priestergewändern und bliesen kräftig in Posaunen. An der Spitze der Reifigen ritt ein Mann in leuchtender Rüstung, und als David nochmals hinsah, erkannte er in ihm den Heerführer Josua, wie er ihn so oft in seinem Buche biblischer Geschichten abgebildet gesehen. Dann folgte wie-

derum eine Schar von Priestern, welche eine von Teppichen und kostbaren Stoffen bedeckte Last trugen. Hinter ihnen wälzte sich ein unübersehbarer Strom von Soldaten, Weibern, Greisen und Kindern. Wie getragen von einer gewaltigen Spannung umschritt der Zug schweigend die Stadt. Aber plötzlich setzten alle Posaunen mit ungeheurer Wucht zum Blasen an, und als ihr laut schmetternder Klang die Luft erschütterte, brach ein so gewaltiges Jubel- und Triumphgeschrei aus der Menge hervor, daß die Mauern der Stadt ins Wanken gerieten und krachend einstürzten. Das Volk in den Straßen rannte, sich in seinen Häusern zu verbergen, und jauchzend und musizierend hielten Josuas Scharen ihren Einzug in Jericho.

Hier trat eine Wolke vor den Mond und das Bild vor Davids Augen verblaßte; eilends lief er zu seinem Bett und war im nächsten Augenblick eingeschlafen.

Nur eine ganz kurze Zeit konnte vergangen sein, da schreckte der Knabe wieder in die Höhe. „David!“ hatte es von irgend woher gerufen, „David hilf!“ Der Knabe zögerte. Er war so müde, so müde. Aber da ertönte es wieder wie ein tiefes Stöhnen in weiter Entfernung, und ohne weiteres Besinnen sprang er abermals auf, um einem bedrängten Weisen zu Hilfe zu eilen.

Wieder öffnete er geräuschlos die Haustür, trat hinaus in die hell leuchtende Mondnacht und lief in der Richtung, aus der das schmerzliche Stöhnen zu ihm drang. Er mußte eine große Strecke durch dichtes Häusergewirr und verlassene Höfe zurücklegen und Straßen hinaufsteigen, die in die Höhe führten, bis er seinen Weg durch eine Mauer begrenzt fand, hinter der sich lange Reihen von Gräbern mit geborstenen Kreuzen und zerbrochenen Säulen erhoben. Ein Schauer durchrieselte den Knaben auf der Schwelle der christlichen Begräbnisstätte. Da aber ertönte wieder das tiefe Stöhnen, nun in nächster Nähe, und mannhaft schritt David durch das Tor des Friedhofes.

Er ging durch die Gräberreihen auf die Stelle zu, von der das Stöhnen kam. Da plötzlich stockte sein Fuß: wie ein riesenhafter Schatten im weißen Mondlicht stand vor ihm eine menschliche Gestalt. Mutig ging er auf sie zu: es war eine junge Frau mit einem Spaten. Sie hatte einen kleinen Grabstein zur Seite geworfen und eine tiefe Grube gegraben. Noch schaufelte sie weiter, aber ihre Hände schienen schon ermattet zu sein, und die ausgegrabenen Sandmassen stürzten fortwährend in die Höhle zurück und füllten aufs neue die Grube.

David trat näher. „Was tut Ihr?“ fragte er leise. Die Frau sah ihn ohne Erschrecken an, als

habe sie sein Kommen erwartet. „Mein Kind,“ flüsterte sie, „mein Kind will ich zurückhaben. Als ich krank vor Hunger am Wege lag, brachten mich Nonnen in ihr Stift. Dort kam mein Kind zur Welt und starb bald darauf, und während ich in einem tödlichen Fieber lag, hat man es getauft und bei den Gräbern der Christen bestattet. Aber es läßt mir keine Ruhe bei Tag und bei Nacht, und nun bin ich gekommen, die Leiche meines Kindes zurückzuholen und sie bei den Gräbern meiner Eltern zu bestatten. Nur ist der Spaten so schwer, und meine Hände sind kraftlos.“ Wieder stöhnte sie tief.

Schweigend nahm ihr David das Grabschert aus der Hand und begann mit der Kraft seiner jungen Arme die Grube zu erweitern. Endlich stieß er auf etwas Hartes, und gleich darauf hatte er den kleinen Sarg ausgegraben und heraufgeholt. Die Frau warf sich darüber und bedeckte ihn mit Küssen und Tränen, dann schritt sie mit der Bürde im Arm eilig davon, und ihr leises Weinen tönte noch lange durch die Gräberreihen.

Auch David wandte sich zum Gehen. Da sah er, nur wenige Schritte entfernt, wieder die hohe Gestalt des Mannes im Mantel und Hut, dem er vorhin begegnet war. Er wollte ihn anrufen, aber wieder ging der Fremde mit langen Schritten

davon, und wie gebannt folgte ihm der Knabe. Der Mann schritt eine Anhöhe empor, und David glaubte den Berg Zion wiederzuerkennen, den ihm Onkel Emanuel am Tage gezeigt hatte. Auf der Höhe des Hügels öffnete sich ein von hohen Mauern umgebenes Tor, das der Mann im Mantel durchschritt. Einem Zwange gehorchend, folgte ihm der Knabe, und hinter ihnen schloß sich die Pforte. Sie gingen durch einen weiten Hof, auf dem sich Moscheen, Minarets und Häuser erhoben, die alle in Schweigen und Dunkel lagen. Auch die Wächter, die hier und da auf den Steinen saßen, waren eingeschlafen, und nur aus einer Moschee drang ein schwacher Lichtschein und ein dumpfes Gemurmel. Als David den Fremden eine Treppe im Hofe hinuntersteigen sah, folgte er ihm auch in die Tiefe. Er gelangte in eine unterirdische Halle mit zwei wuchtigen Säulen, die von verschleierte Lampen matt erhellte war. Der Fremde durchschritt die Halle und glitt geräuschlos eine Treppe hinab, die unter einem steinernen Baldachin in eine neue Tiefe führte. Still folgte ihm der Knabe und wunderte sich, daß er keinen Widerhall seiner Tritte auf dem Steinboden hörte.

Am Fuß der Treppe öffnete sich wiederum ein matt erleuchtetes, von Gold und Edelsteinen leuchtendes Gewölbe, dessen Boden mit kostbaren Tep-

pichen belegt war. Auch diese Halle durchquerte der Fremde und gelangte durch eine niedrige Thür in eine enge Kammer. Darin war nichts als ein langer steinerner Sarkophag, der in Goldschrift die Worte trug: „Dies ist König Davids Grab.“

Als David die Worte las, zitterten seine Knie. Da spürte er hinter sich einen kalten Hauch, und als er sich umwandte, sah er den riesigen Fremden, dem Mantel und Hut zu Boden geglitten waren, in einem weißen, gegürteten Leinengewande stehen; sein mit eisernen Ringen und goldenen Ketten geschmückter Arm war in der Richtung des steinernen Sarges ausgestreckt. Als aber David sich aufs neue nach diesem umdrehte, hatte der Sargdeckel sich gehoben, und wie in einem schmalen Bett ruhte auf dem Steinboden ein reckenhafter Mann im weißen Kleide. Unter dem brennenden Blick des Knaben lächelte er, öffnete die Lider und richtete sich auf. Im nächsten Augenblick berührten seine Füße den Boden. Er stand auf, und mit drohnenden Schritten ging er aus der Kammer, durchquerte das Steingewölbe und stieg die Treppe empor bis zum Hofplatz und von dort aus zu einer Terrasse, von der man die ganze Stadt überblicken konnte. Der Knabe, der ihm gefolgt war, sah, wie der Mann mit der königlichen Stirn sich über die Brüstung beugte und in die Nacht

hin aus winkte. Da strömten Diener und Soldaten, Musikanten und Volk herbei und scharten sich um das Haus auf Zion, und auch einen ganzen Troß von Stieren und Widdern hatten sie mit sich gebracht.

Als sich die Menge unten zu einem Zuge geordnet hatte, eilte der Königliche die Treppe hinunter und trat an die Spitze der Volkschar. Der Knabe David, der sich weit über die Brüstung der Terrasse beugte, sah, wie der ganze Zug durch die Straßen und Täler zog, bis er sich vor einem Hause in der Ebene staute. Dort trat der Königliche mit einigen Männern ein, während das Volk in lauten Jubel ausbrach. —

Nach einer Weile trat der Begürtete wieder aus dem Hause, und sein Gesicht leuchtete. Hinter ihm gingen seine Begleiter und trugen auf ihren Schultern eine geschnitzte Lade, die wie die Sonne strahlte. Als das Volk rings um das Haus ihrer Aussicht wurde, erhob sich ein brausender Jubel,posaunen erschallten, Zithern und Pauken ertönten, und hinter der Lade ging, in Verzückung sich diegend, der König des Volkes. Hinter ihm sammelten die Opferfeuer auf, rannte das Blut geschlachteter Tiere in den Boden, toste der Jubel des Volkes, während der König mit vor Begeisterung taumelnden Schritten die Lade in seine Stadt

geleitete. Dort loderten neue Opferflammen empor und ringsum standen die Diener des Königs und verteilten Speisen an das hin und her flutende Volk. Von dem Heiligtum ging dann der König einsam hinab, schritt allein durch das zurückweichende Volk und lehrte heim in sein Haus. Der Knabe auf der Terrasse sah ihn in das Tor eintreten, den Hofraum durchqueren und die Treppe zur Gruft hinabsteigen, und gleich darauf verkündete ihm ein leises Donnern, daß der Grabdeckel sich wieder über den königlichen Mann gesenkt hatte.

Gleichzeitig war das ZauberGesicht der hellen Mondnacht verschwunden, die Straßen lagen wieder still und schlafend, und von einem Fieberschaugeschüttelt, folgte der Knabe dem Fremden, der eben durch den Hof ging, zum Tore hinaus und durch die dunklen Straßen, bis er sich vor dem Hause des Onkels fand.

Erschöpft warf er sich auf sein Bett und sank sofort in einen tiefen Schlaf.

Aber wieder erweckte ihn ein Klageruf aus dem Schlafe, und aufs neue überwand er die Schlaftrunkenheit und Schwere seiner Glieder und eilte in die Mondnacht hinaus.

Er lief vorbei an Klöstern und Stiften und durch enge Straßen, an deren überhängenden Dä

chern sich kaum ein Strahl des Mondes vorbeizwängen konnte. Er eilte Stufen hinab und wieder hinauf, und fand sich — immer dem ersterbenden Hilferuf folgend — schließlich am Eingang des Tempelplatzes. Ein Schauer der Ehrfurcht durchrieselte ihn. Aber es war ihm kein Besinnen vergönnt, denn schon ging der Klageruf in ein Röcheln über. David durchquerte den in weißes Licht gebadeten Tempelplatz und näherte sich der Moschee in seiner Mitte. Er umkreiste suchend das Gebäude und fand, daß das Röcheln aus einem Mauerwinkel drang. Dort entdeckte er eine blutende, übel zugerichtete Katze, die fast schon sterbend noch verzweifelte Anstrengungen machte, zu einem erhöhten Mauerloch emporzuklettern, in dem ihre jungen Kätzchen lagen.

Mit seinem Taschentuche, das er in eine auf dem Hofe plätschernde Fontäne getaucht, wusch David der Katze, die wohl von einem andern Tier überfallen worden war, die Wunden aus und hob sie zu dem Mauerloch empor. Aber es wollte ihm nicht gelingen, das schwere und kraftlose Tier in die Höhlung zu zwingen. Da griff er in die Maueröffnung hinein, faßte eines der Kätzchen nach dem andern und legte sie vor die Mutter hin, die sich mit leisem, frohem Miauen zu den Kleinen hinhob und sie zu säugen begann. Dabei sah sie den

Knaben mit einem fast menschlichen Blick der Dankbarkeit und Freude an.

Als er die Not der Katze gestillt sah, wollte David sich zum Gehen wenden, aber da war es ihm, als sähe er am Eingang der Moschee wiederum den Fremden stehen und als verschwände dieser gleich darauf in dem Kuppelbau. Unschlüssig stand der Knabe vor dem Mauerloch, da erhob sich die Katze, die sich nach dem Säugen ihrer Jungen erholt zu haben schien, schlich auf David zu und umschmurrte seine Füße. Dann schlich sie weiter zu der Pforte, hinter der soeben der Fremde verschwunden war, und von der Ahnung eines neuen Wunders getrieben, folgte ihr der Knabe.

Am Eingang zur Moschee lagen zwei Diener auf Schilfmatten, aber sie schlofen fest, und der Knabe schlüpfte unbemerkt an ihnen vorbei. Sein Schritt verhallte in den kostbaren Teppichen, mit denen der Boden bedeckt war, und seine Blicke hingen entzückt an den funkelnden Wänden, die im Schimmer goldener Lampen ihre Pracht enthüllten. Er folgte der vor ihm huschenden Katze durch den ganzen Rundbau und sah voll tiefer Ehrfurcht auf den von einem goldenen Gitter umgebenen nackten Felsen in der Mitte des Raumes, der vor undenklichen Zeiten den Altar des Herrn getragen hatte. Als er sich endlich vom Schauen

losriß, bemerkte er, daß die Katze gerade eine Treppe hinabließ, die in die Tiefe führte. David folgte ihr und gelangte in unterirdische Gemächer, die gleichfalls von Gold und Marmor leuchteten und den trichterförmigen Ausläufer des Felsens umgaben. In einer Leitung, die in endlose Tiefen zu führen schien, verschwand die Katze. Den Knaben aber faßte eine tiefe Erschöpfung, und er setzte sich auf eine Marmorstufe.

Ein Plätschern in seiner Nähe ließ ihn aufschrecken, und als er sich nach der Mündung des Steinaltars umwandte, fand er, daß ein Fluß dunklen Blutes ihr entströmte und sich in die unterirdische Leitung ergoß. Zugleich sah er, an den Felsentrichter gelehnt, einen Mann in Priestertracht vor sich stehen, der die Züge seines nächtlichen Geleiters zu tragen schien.

Nach einer Weile raffte der Fremde sein weißes Gewand zusammen und stieg eine Treppe empor, die in einen dunklen Gang mündete. David folgte ihm. Sie gingen durch eine Reihe kaum erleuchteter, feuchtkühler Kellergänge und gelangten endlich zu einem Becken, das mit klarem Wasser angefüllt war. Neben diesem Becken führte eine Treppe in die Höhe, und da der Fremde hinaufstieg, stieg auch der Knabe empor. Der Fremde öffnete leise eine Falltür, und als David neben

ihn trat, sah er in einen von mildem Licht erhellten Raum. Darinnen brannte inmitten des Steinbodens ein offenes Feuer, um das ein Kreis von Männern in weißen Priestergewändern geschart war. Schweigend saßen sie auf den Fliesen oder ruhten auf Diwanen und starrten sinnend in die Flammen. In einer Ecke lag ein alter Priester auf einer Marmorplatte mit einem eisernen Ringe, und seinen Schlummer beschützte ein Kranz ruhender Priester.

Unhörbar schloß der Fremde die Falltür, stieg wieder in das Kellergewölbe hinunter und trat einen neuen Weg durch finstere, feuchte Gänge an. Am Ende einer anderen Treppe öffnete er eine Tür: da lag vor ihm eine Halle, über die rötlicher Glanzschein dahinhuschte und das Gold, Elfenbein und Geschmeide, mit dem die Wände verziert waren, hier und da aufleuchten ließ. Der Feuerschein ging von einem Altar in der Mitte des Raumes aus, über dem im Schimmer eines schon verschwelenden Scheiterhaufens die Reste eines verbrannten Lammes hingen. Vor dem Opferstein stand ein ungeheurer, siebenarmiger Leuchter, in dessen Licht die Marmorfliesen des Bodens sanft erglänzten. Schweigende Männer mit Lanze und Schild bewachten die vier Ecken des Heiligtumes.

Plötzlich senkte sich die Falltür zwischen die Tem

pelhalle und den Knaben auf der Treppe, der Fremde trat wieder seinen Gang in die Tiefe an, und als der ihm folgende Knabe eine Leiter hinter ihm erstiegen hatte, standen sie in einem Stall aus weißem Marmor, hinter dessen goldgemalten Ebenholzkrippen zwei Reihen schneeweißer Lämmer und gemästeter Stiere standen, wie in stummer Erwartung des Augenblicks, da der Priester kommen und sie zum Opferblock führen würde.

Ein neuer Gang durch unterirdische Gänge folgte, eine neue Öffnung tat sich auf, und dem Knaben bot sich ein Bild von staunenerregender Pracht. Sie standen jetzt in der Ecke eines zederngetäfelten, mit kostbaren Teppichen und Brokatvorhängen geschmückten Saales, an dessen hinterer Wand sich ein Thronessel aus Elfenbein und Gold erhob. Darauf saß ein Mann in Königsgewändern mit einer hohen Stirn und Augen, die wie Kristalle leuchteten. Vor ihm breitete sich ein Berg von Gold, Perlen und Edelsteinen, Gewürzen und duftenden Hölzern aus, den schwarze Sklaven kunstvoll schichteten. Aber über die Schätze und die Sklaven hinweg blickte der König auf eine fremdartige, königliche Frau, die umgeben von einer Schar ebenholzfarbiger Sklaven und Frauen inmitten des Saales stand. Ihr schlanker Leib war in weiße Schleier gehüllt, die tiefbraunen Hände über der Brust waren

gekreuzt, und mit einem Blick tiefster Demut sah sie zu dem Mann auf dem Throne empor.

David war es, als müsse er vor der fremdartigen königlichen Frau auf die Knie sinken. Aber der Fremde schloß unhörbar die Falltür, und sie standen wieder in dem lautlosen, ahnungsvollen Dunkel der Kellergewölbe und schritten wieder durch verschlungene Gänge, bis eine neue Treppe sie in die Höhe führte und inmitten des noch immer vom weißen Mondlicht beschienenen Tempelplatzes landete. Die Stufen hinab in das Dunkel der nächtlichen Straßen folgte David dem Fremden, der seinen Mantel über das Priestergewand geworfen und den Hut tief in die Stirn gedrückt hatte.

Aber noch hatte er das Haus, das seiner wartete, nicht erreicht, als ein Seufzer, der wie ein ersterbender Harfenton klang, seinen Fuß stocken machte. Ein Gefühl der Verzweiflung ergriff den Knaben. Barg denn diese Stadt, die so Hohes und Wunderbares erlebt hatte, nichts als die Nothleidender Kreaturen? Wie sollten eines schwachen Knaben Kräfte ausreichen, um alle Schmerzen dieser weißen Mondnacht zu stillen? Schon wollte er sich mutlos zum Gehen wenden, da erklang noch einmal der süßschmerzliche Seufzer, und das Mitleid in Davids Brust erwachte aufs neue. Widerstandslos ließ er sich nach der Richtung ziehen

aus welcher der Seufzer ertönte, und fand sich endlich vor einem Kellerfenster, aus dem ein Lichtschein auf das Straßenpflaster fiel.

Der Knabe blickte hinunter und sah vor sich ein unterirdisches Gemach, das von einigen Kerzen erleuchtet war. In der Mitte des Raumes stand ein Tisch, an dem zwei Jünglinge in breiten Pelzhüten saßen. Ihre Züge waren vom edelsten Schnitt und ihre von langen Schläfenlocken umrahmten Wangen wie von durchsichtigem Wachs geformt. Der eine der Jünglinge, fast noch ein Knabe, hatte wie in höchster Entzückung die Arme erhoben, seine Lippen hatten sich geöffnet, und seine tiefdunklen Augen sahen über den Tisch mit den flackernden Kerzen und mächtigen Büchern hinweg in eine ferne, wunderbare Welt. Losgelöst von der Wirklichkeit, bemerkte er nichts davon, daß sein Gefährte, ein Jüngling, der ebenso bleich und schön war wie er selbst, plötzlich entkräftet auf seinem Stuhle hinsank und in tödlicher Erschöpfung aufseufzte. Schon wurden diese wie Harfenklänge tönenden Seufzer leiser, gleich mußte der Ermattete zu Boden gleiten.

In diesem Augenblick besann sich David, daß er am Morgen zuvor eine Scheibe weichen Brotes in die Tasche gesteckt hatte. Mit raschem Entschluß zwängte er sich durch die zerbrochenen Gitterstäbe vor dem geöffneten Kellerfenster, stieg auf das

fensterbrett und von da auf einen Stuhl, und war gerade neben dem Jüngling, als dieser vollends zu Boden sank.

David bettete den Ohnmächtigen auf der Erde, er benetzte seine Stirn mit Wasser und flößte ihm einige Tropfen ein, und als der Jüngling das Bewußtsein zurückerlangt hatte, speiste er ihn mit dem weichen Brote.

Zusehends erholte sich der Entkräftete, und kaum hatte er die tiefe Schwäche überwunden und David mit einem Blicke gedankt, da erhob er sich, ging zum Tische zurück, und im nächsten Augenblick war es, als wäre seine Seele der seines Gefährten in jene überirdische Welt gefolgt, aus der ihn der Hunger für eine Weile zur Erde herabgezogen hatte.

Auf Fußspitzen verließ David den Raum durch eine Thür, durch die er in die Höhe und auf die Straße zu gelangen hoffte. Er tastete sich in einem fast dunklen Flur bis zu einer Treppe, die er hinaufstieg. Aber die gewundene Treppe schien gar kein Ende zu nehmen, und als ihm endlich aus einer Öffnung ein heller Schein entgegendrang, fand er sich zu seinem Staunen nicht auf der Straße, sondern auf dem ebenen Dache des Hauses.

Er trat an die Brüstung, um auf die Stadt hinabzuschauen, aber da rang sich ein Ruf des Schreckens von seinen Lipen. Verändert schien das ganze

Bild der Stadt mit ihren Hügeln und Thälern. Auf allen Gipfeln standen Zwingburgen, in den Talgründen erhoben sich Zelte, und auf Bergen und Thälern wogte es von bewaffneten Scharen. Auch in den Straßen der Stadt, deren Mauern und Häuser darniederlagen, brandete ein Meer von Waffen, und im Schein brennender Häuser und Höfe hatten sich Gehelmte mit Männern, die den sechsackigen Schild über sich hielten, in wütendem Kampfe zu einem wirren Anäuel verschlungen.

Auch auf dem Tempelplatze, der von den Ruinen zerstörter und verbrannter Häuser starrete, tobte ein rasender Kampf, dessen Brandung von den Trompeten der Tempelwächter übertönt wurde. Schon lagen Mauern und Thürme darnieder, nur ein einziges Haus im Herzen der Hofe hielt noch stand — auf dieses waren alle Blicke gerichtet. Da aber stieß plötzlich ein Soldat, der durch die Reihen der Verteidiger des Tempels gedrungen war, eine der Fackeln, die auf hohen Ständern das Kampfgewühl erleuchteten, von ihrem Standort los und warf sie durch ein Fenster des Gebäudes. Ein Schrei löste sich aus den Reihen der Verteidiger und wurde zurückgeworfen von den Legionen der Angreifer. Noch ein Augenblick — dann loderte eine himmelhohe Flamme aus einem Fenster des Heiligtumes, und es ertönte ein Donnern, als sankte

die Welt in Trümmer. Schreiend stürzten sich die Verteidiger in die Flammen ihres Heiligtumes, und ihnen nach drangen die Römer, mit ihrem Kaiser an der Spitze. Dann barsten die Mauern, und potternd sank der Tempel in Trümmer. Die Flamme erlosch, das Geschrei verröchelte, und die Trümmerstätte versank in Rauch, Dunkel und Schweigen.

Dem Knaben auf dem Turme rieselte eine tödliche Schwäche durch die Glieder. Weinend schlich er die Treppe hinab, weinend tappte er sich durch einen dunklen Flur, durch dunkle Straßen, bis er seinen Weg von einer hohen Wand versperrt fand. Dort sank er zu Boden und blieb kraftlos liegen. Und es war, als gäbe die zerbröckelte Mauer sein Weinen zurück, als tönten aus den Höhlen in ihrem Gestein tausende von Seufzern, als tropften Tausende von Tränen an ihr hinab.

Dem Knaben war es, als müsse ihm das Herz brechen vor Leid, und qualvoll spürte er die Schmerzen in seinen Gliedern und dem Kopfe, der auf den harten Steinen lag.

Nach einer Weile fühlte er, wie eine Hand sich zwischen seine Wange und den Stein schob, wie zwei Arme ihn umschlangen, und im ersten Schein des grauenden Morgens glaubte er wieder den nächtlichen Gefährten vor sich zu sehen. „Weine

David," sprach der Fremde leise und gütig, "laß deinen Schmerz in den großen Tränenstrom fließen, den dein Volk seit Jahrhunderten weint. Aber vergiß auch nicht der großen Verheißung." "Welcher Verheißung?" flüsterte David. "Daß eine Zeit kommt, da die Herrlichkeit wieder aufgebaut wird."

Das Wort durchzuckte David. "Da sie wieder aufgebaut wird? Wann kommt diese Zeit?"

"Sie ist schon da," erwiderte lächelnd der Mann und umschlang David noch fester, "der Tempel wird neu erstehen!"

"Aber sagt," rief der Knabe und umklammerte die Hand des Fremden, "wer wird ihn bauen?"

Da beugte sich der andere über ihn, sah ihm tief in die Augen und sagte: "du!"

Wie die Erlösung von einem unerträglichen Druck wirkte das Wort auf den Knaben, und friedlich schloß er die Augen. Erst als er Stimmen um sich hörte, öffnete er sie wieder. Um ihn standen fremde Menschen und sahen verwundert auf den vor der Steinmauer liegenden Knaben, dessen Kopf im Schoße seines Onkels Emanuel ruhte.

"Aber Kind," sagte kopfschüttelnd der bleiche Mann mit den dunklen Augen und wischte sich den Schweiß von der Stirn unter dem breitrandigen Hut, "aber Kind, welche Sorge hast du mir be-

reitet. Ich habe dich gesucht und gesucht, bis ich dich endlich hier an der Klagemauer fand.“

Er zog David sanft in die Höhe, und durch die erwachende Stadt, über der schon die Morgen-
sonne lag, gingen sie beide in tiefem Schweigen
ihrem Hause zu.

Der Lichtsieder und sein Gast

Von Th. Z. Ritzel

Vor langen, langen Jahren lebte in einer jüdischen Stadt, wie es deren damals noch manche bei uns in Deutschland gab, ein Lichtsieder, der wegen seiner hohen Kunst nicht minder, als wegen seiner tiefen Frömmigkeit weit über seinen Heimatsort hinaus berühmt war. Die Kerzen, die er goß, waren nicht allein aus dem lautersten Wachs und wohlgeformt, sondern sie brannten auch länger und heller als alle anderen Lichter und hatten manche geheimnisvolle Eigenschaft. Der Meister schuf sie nur zu heiligen Zwecken, und sie leuchteten nur an geweihten Orten und zu festlichen Stunden. Dann aber wußten sie sich ihrer Aufgabe wunderbar anzupassen und schienen fast wie beseelte Wesen. Da gab es große rote Lichter, die vor dem Allmemor vom Kolnidre-Abend an die ganze Nacht durch brannten und während des ganzen Tomkippur, ohne daß sie kleiner geworden wären oder auch nur getropft hätten. Und wenn am Ende des buß- und

tränenreichen Tages der Vorbeter siebenmal feierlich die Worte sprach: „Der Ewige allein ist Gott!“ dann wurden die Kerzen plötzlich schneeweiß, wie zu Zeiten der Hohenpriester der rote Faden weiß wurde, wenn das Räucherwerk im Allerheiligsten aufwallte. Niemand wußte zu sagen, ob das ein Kunstgeheimnis des Lichtsieders sei oder ein Zeichen, das der darob getrösteten und fröhlichen Gemeinde geworden war. Aber war es nicht ebenso wunderbar, daß des Lichtsieders Chanukkakerzen es dem Wunder, das einst den Makkabäern begegnete, gleichtaten, und volle acht Tage hindurch brannten und nicht eine Stunde länger, als das Fest währte, mochten sie nun am ersten Tage entzündet worden sein oder am letzten Abend? Und wo in aller Welt hatte man so sonderbare Sawdolkkerzen, die sich weder durch Wasser noch durch des Mundes Hauch auslöschen ließen, sondern nur durch ein Tröpfchen des Weines, über den der Segensspruch gesprochen war?

Am seltsamsten und herrlichsten aber waren seine Schabboslichter. Das Bethaus der Gemeinde, in der er lebte, hatte hundert Leuchter, und auf jedem Leuchter brannten je fünf Kerzen, und der Meister ließ es sich nicht nehmen, unter denjenigen zu sein, auf die man vor der Thora den Segen Gottes herabfleht, weil sie „Bethäuser errichteten, oder in

diese eintraten zu frommer Andacht, oder Licht spendeten zu ihrer Beleuchtung und Wein zu Kidusch und Hawdoloh". Fünfhundert untadelige Kerzen brannten an jedem Freitagabend in der Synagoge jener Stadt, und es war ein seltsames Wesen in ihnen. So lange nämlich der Sabbat noch nicht gekommen war, brannten sie trübe und glanzlos, und der große Raum schien trotz der vielen Kerzen wie in die grauen Schatten des Alltags gekleidet zu sein. Sobald aber der Vorbeter das L'chodaudi zu singen begann, wuchsen die Kerzenflammen immer höher empor, und immer heller, glänzender und feierlicher wurde es. Wenn dann die ganze Gemeinde sich der Pforte zuwandte und den Schabbos mit den Worten begrüßte:

„So zieh denn ein in Frieden, du, Schmuck deines
Herrn,
Zieh ein in Freude und Jubel in die Mitte der Ge-
treuen Seines erwählten Volkes“,

dann flammten die Kerzen plötzlich hell auf und neigten ihre strahlenden Häupter dem Eingang zu, und den Betern war es, als halte nun sichtbarlich allem Volke der Schabbos seinen Einzug in die Welt.

War so die Stunde des Gebetes für den Lichtsieder eine Stunde der Freude, wie sie der Künstler

über sein wohlgelungenes Werk empfindet, so wartete seiner jedesmal, wenn alles später dem festlich geschmückten Heim entgegenseilte, der Augenblick tiefster Demütigung und Scham. Während noch helle Knabenstimmen und die gewichtigen Bässe der Männer das *Udum aulom* sangen, in das hinter den dichten Gittern der Empore die Frauen mit ihren weichen Stimmen jubilierend einfielen, verständigten sich die Hausväter schon mit schnellen Blicken und leise geflüsterten Worten über den Aured, den Schabbosgast, den jeder von ihnen mit an seinen Tisch nehmen wollte. Denn in jenen Zeiten war der Trieb in die Ferne noch mächtig in Israel, und groß war die Zahl derer, die kein anderes Leben kannten, als das des ewigen Wanderers, der Tag für Tag seine Füße unter einen anderen Tisch setzt und für Speise und Trank, Obdach und Wegzehrung nicht anders lohnt und dankt als mit der heißbegehrten Kunde, die er den weitverstreuten Gemeinden Israels voneinander brachte. Da gab es uralte Männer mit großen, tiefliegenden Augen in einem Antlitz voller Narben und Runzeln, die mit ihren Füßen alle Straßen Europas gemessen hatten, die zu erzählen wußten von den Gräbern auf dem „guten Ort“ zu Prag, auf dem der Hohe Rabbi Löw unter einem Rosenbusch begraben liegt, von den schweren, eisernen Ketten

die in der stolzen Stadt Venezia vor dem Eingang der Judengasse hängen, die anschaulich zu schildern vermochten, wie man in Polen das Purimfest mit vielerlei Schallswerk zu feiern gewohnt war, und die mit eigenen Augen die reichen Spanien gesehen hatten, die in Amsterdam mit Samtbaret und Spitzentrugen, den Kavaliersdegen an der Seite, einhergingen, als wären sie wirklich Herren und Hochgeborene.

Noch viel angesehenere aber waren jene anderen, die als Sendboten des Heiligen Landes, die aus Erez Israel selbst kamen. Denen gönnte man kaum die Zeit, das Schabbosmahl in Ruhe zu essen, und kaum hatten sie den Löffel aus der Hand gelegt, so mußten sie erzählen bis in die späte Nacht hinein, und wenn sie endlich vermeinten, nun hätten sie alles berichtet und es gäbe rein gar nichts mehr zu erzählen, dann brach eine Flut von Fragen über sie herein, von denen sie kaum einen Teil beantworten konnten. Sie mußten die Verse der Bibel aufzählen, die in die Tempelmauer zu Jerusalem eingeritzt sind, und Rede stehen über die Burg Zion. Etliche fragten nach dem Berge Karmel und andere nach dem Jarden, die wollten wissen, ob die Olivenbäume noch wachsen, von denen man einst das Salböl für den Hohenpriester gewann, und eine, ob unsere Mutter Rachel noch immer in ihrem

Grabe um die verstreuten Kinder weint. So erfüllten sie alle mit Eifer und Lust das Gebot „Scha'alu sch'laum jeruscholajim“ („Fraget nach was sich zu Jerusalem begibt!“). Und war ihnen der Schabbos schon ohnehin die schönste Zeit der ganzen Woche, so wurden diese Stunden am Schabbostisch eine Zeit der Glückseligkeit und der Begeisterung, wenn der Gast ihnen von der alten ewig unvergessenen Heimat des jüdischen Volkes berichtete.

Aber während des Lichtsieders Kerzen zu solchen Erzählen und Erlauschen in hellem Glanze strahlten, als hätten sie Teil an der Freude der Menschen blieb der, der sie geschaffen hatte, einsam und allein. Er konnte keinen Gast an seinen Tisch bitten. Er hatte kein Weib, das dem Wanderer ein weiches Pfühl auf den Sessel breiten konnte und keine Kinder, die ihre Köpfschen unter die segnende Hand des Fremden bogen wie unter die des Vaters, auf daß über ihnen der Wunsch ausgesprochen würde, daß sie einst werden sollten wie Efrajim und Menascheh und die frommen Erzmütter. Gott hatte ihm einen mißgestalteten Körper gegeben, der ihm fremd bleiben ließ im Kreise froher Menschen, die alle ihre Glieder frei regen dürfen. Er trug auf dem Rücken die bittere Last eines großen Höckers und seine Haut war nicht glatt, sondern von un-

zähligen Schwären und Runzeln zerrissen. Die Männer achteten ihn ob seines Fleißes, seiner Frömmigkeit und seiner wundersamen Kunst, die Frauen aber gingen ihm aus dem Wege, und in die Augen der Kinder kam etwas wie vom Verstehen des Bösen dieser Welt, wenn sie ihn sahen.

Sein Tisch war so gut bestellt, wie irgend einer in der Gemeinde, er war mit feinstem Linnen gedeckt, und die Sabbatspeise dampfte in silberner Schüssel. Er hätte tun können wie jeder andere, hätte einem Wanderer sagen können: „Komm mit mir und sei mein Gast!“ Aber er wagte es nicht. Denn es war ihm, als betrüge er jenen um das Beste der Schabbosfreude, um den Kreis erwartungsvoller Gesichter, um die eifrigen Gebärden, mit denen man ihm die besten Bissen zuschob, um alle „Ach“ und „Oh“, mit denen man seinen Besuch unterbrechen würde, und besonders um das süße Betteln der Kinder, die zur Ruhe sollten und nicht vom Tisch wegstanden, solange der Auredy erzählte.

Nein, der Lichtfieder lud sich keinen Gast an seinen Schabbostisch. Aber er selbst ging auch in eines jener Häuser, in denen ein Auredy weilte, wie sonst die Unbeweibten zu tun pflegten. So sehr er sich auch danach sehnte, Kunde zu vernehmen von den Gemeinden des Golus und von

Erez Israel, er brachte es doch nicht über sich seinen mißgestalteten Körper, der im Feierkleid wohl noch abschreckender ausah, als im Alltagskittel, in den Kreis gesunder Menschen zu tragen. Auch brannte es ihm in der Seele, wenn gut gewachsene Männer und stattliche Frauen ihn mit Blicken des Mitleids maßen. Aber in jeder Schabbosnacht schlich er durch die dunklen Straßen, stellte sich vor erleuchteten Fenstern auf die Fußspitzen und preßte das Ohr an angelehnte Türen, und stahl sich so feilfärglich Theil von der Schabbosfreude der Andern.

Eines Abends, als er wieder einmal wie ein Hund, den man ausgesperrt hat, durch die menschenleeren Gassen gestrichen war, geschah es, daß er hinter sich leise Schritte zu hören glaubte. Er schreckt und von einer ihm selbst unerklärlichen Angst ergriffen, wagte er nicht, sich umzusehen und verdoppelte nur seine Schritte. Der da hinter ihm war, blieb ihm aber auf den Fersen. Er begann zu laufen, wenn er aber nach langer Hetze keuchend innehielt und den Atem anhielt, um zu lauschen, dann waren die unheimlichen Schritte wiederum in seiner Nähe. Da rannte er schließlich ohne Aufenthalt, seiner Sinne schier nicht mehr mächtig, bis er den Pfosten seines Hauses umschlungen hielt und mit bebender Hand nach dem Schlüssel griff, der unter der Schwelle verborgen

ag. Aber ehe er ihn noch im Schloß umdrehen konnte, wuchs neben ihm ein Schatten in die Höhe, und eine Stimme, tief und wie Erz tönend, rief ihn bei Namen.

Obwohl ihm das Herz bis an den Hals hinauf schlug, mußte er, von einer inneren Gewalt gerieben, dem Rufer sich zuwenden. Da sah er einen schier riesenhaften Mann im staubigen Reifegewand, dessen Gesicht unkenntlich blieb im Schatten des breitrempigen Hutes.

„Warum fliehst du vor mir, Lichtsieder?“ fragte der Unheimliche.

Der Lichtsieder raffte sich mühsam zu einer Antwort auf:

„Es ist nicht sicher in der Stadt zur Nachtzeit. Raubgesindel schleicht draußen umher und der Ort hat weder Mauer noch Thor.“

„Und du selbst, Jaghaster? Was streifst du in der Schabbosnacht durch die Straßen? Ging dir etwas verloren? Suchst du jemand? Hast du kein Heim?“

Der Lichtsieder wand sich unter seinen Worten, die Lippen bebten ihm, aber die Sprache wollte ihm länger nicht gehorchen.

„Aum,“ fuhr der Fremde nach einer Weile fort, „ich will dir sagen, was du suchst! Du suchst einen Gast! Dein Haus steht leer, und wenn du dich

zum Mahle niedersetzest, zeigt dir der Spiegel an der Wand nur dein eigenes Bild. Du sehnst dich aber danach, einem Menschen ins Auge sehen zu dürfen, einen Gast zu beherbergen wie die andern auch und seinen Worten zu lauschen, wenn er von seinen Fahrten erzählt. Und weil du es nicht wagst, so, wie Gott dich geschaffen, unter die Menschen zu treten, weil du dich verflucht glaubst vom Schöpfer, weil — —“

Aber da unterbrach ihn der Lichtsieber, dem jede Furcht zu schwinden schien. „Wer bist du,“ rief er in tiefem Erstaunen, „wer bist du, der du nicht allein meinen Namen kennst, sondern auch alle meine geheimsten Gedanken? Der du nicht allein meine Schritten nachgegangen bist, sondern auch meine Seele?“

„Ich bin dein Gast!“ antwortete der Fremde. Und dabei nahm er ihm den Schlüssel aus der Hand, schloß auf, und ehe der Erstaunte ein Wort des Willkommens oder der Abwehr sagen konnte standen sie beide in der Stube.

Auf dem Tisch brannten die Schabboslichter in silbernen Leuchtern, in deren Metall anmutige Bilder aus den Tagen der Schöpfung und sinnreiche Sprüche zum Lobe des heiligen Tages eingraviert waren. Reinliches Linnen breitete sich unter ihnen. In kristallener Karaffe stand rubinroter Wein b

reit neben dem Becher aus gleicher Arbeit wie die Leuchter, und auf kunstvoller Schale lagen die Sabbatbrote, all das noch unberührt.

„Du hast noch keinen Kiddusch gemacht,“ sagte der sonderbare Gast zum Lichtsieder, „so tue es jetzt!“

Der Lichtsieder tat, wie ihm geheißen, sprach die Brochah über Wein, Brot und den Tag, und die Kerzen reckten ihre Flammen höher und warfen ihre Strahlen heller in den Raum. Hoch aufgerichtet stand der Fremde, und nun konnte der Lichtsieder sehen, daß unter dem Hute altersgraue Locken hervorquollen, und daß in seinem Antlitz Linien standen, wie sie Sorge und Kummer mit unmerklichem Finger ins Menschenantlitz zu graben pflegen. Aber feurig und voller Leben waren die großen, dunklen Augen, in denen sich das Kerzenlicht klar und unverzerrt widerspiegelte.

Und wie der Lichtsieder so Wort für Wort das Gebet sprach, und dabei Muße fand, den Gast zu betrachten, da wich plötzlich von ihm alle Angst und Bangnis, die ihm die Nähe dieses Mannes bereitet hatte. Er kam sich vor wie Abraham, der die Fremden vor sein Zelt lud und in Stolz und Eifertigkeit das Beste seiner Habe zu ihrer Bewirtung opferte. Und als er die letzten Worte des Kiddusch gesprochen hatte und dem Gast den Becher

reichte, da lag auch auf seinem sonst finsternen Antlitz ein heller Schein reiner Sabbatfreude.

Er brach die schneeweißen Brote und teilte seinem Gaste davon mit, hieß ihn dann auf dem eigenen Sessel niedersitzen und holte aus der Ofenröhre die dampfenden Schüsseln. Er legte dem Gaste die besten Bissen vor, ließ seinen Becher nie ungefüllt und bediente ihn mit Demut. Tief in seinem Herzen lebte eine stille, reine Freude, daß ihm nur das Glück beschert war, um das er so lange die andern beneidet hatte, aber Ehrfurcht vor dem grauen Haar und dem strahlenden Auge des Fremden verschloß ihm den Mund, so daß keine der vielen Fragen, die seinen Sinn bewegten, sich über seine Lippen stahl. Der Gast aber labte sich schweigend an Speise und Trank und dankte seinem Wirth nur mit freundlichen Blicken, aber ohne ein Wort zu sagen.

Endlich, als der Nachtsch verzehrt war, nahm der Lichtfieder das Wort und sagte:

„Herr, Ihr müßtet vorlieb nehmen mit dem wenigen, das ich Euch zu bieten vermochte, da mein Haus nicht vorbereitet war auf liebe Gäste. Schwere aber noch drückt es mich, daß wir nun still und ein jeder für sich das Tischgebet verrichten müssen, weil kein Dritter da ist, mit dem gemeinsam wir Gott als Tischgenossenschaft laut preis-

sen dürsten. So Ihr es aber wünscht, will ich gehen und bitten, daß einer meiner Nachbarn zu mir komme, an dessen Tisch mehr als drei Männer heute abend sitzen.

Da sah der Gast seinen Wirt an und erwiderte:

„Lichtfieder, du brauchst keinen Dritten zu holen, und doch soll an deinem Tisch jetzt das Birkas hamosam erklingen, wie es wahrlich in keinem Hause heute erklingt, so weit auch die Kinder Israels verstreut leben. Du siehst nur mich, den einen Gast. Aber ich sage dir, mit uns sind alle Propheten und Könige Israels, alle seine Priester und Lewijim hier vereinigt.“

Und ehe der ob solcher Rede Erschrockene fragen konnte, nahm der Alte den frisch gefüllten Becher in die Hand und rief, als solle es über eine lange und wohlbesetzte Tafel klingen, die Aufforderung zum Tischgebet in den Raum:

„Rabaußai, wir wollen bentschen!“

Und plötzlich erscholl es, als wenn Hunderte und aber Hunderte einstimmig die Antwort riefen:

„So sei denn der Name des Ewigen gepriesen von jetzt an bis in Ewigkeit!“

Und nun wieder der Alte:

„Mit Erlaubnis Efrajims des Lichtfieders, des Wirtes dieses Hauses, und mit Zustimmung aller hier Anwesenden, wollen wir preisen unsern Gott,

den Gott unserer Väter, den Gott Israels, den Herrn der Heerscharen, der unter den Cherubim thront, da wir gegessen von dem, was sein ist!“

Das ist die große Formel, die man nur spricht, wenn mehr denn tausend Juden am gleichen Mahle teilgenommen haben. Und wieder antworteten die unsichtbaren Gäste des Lichtsieders in einstimmigem Chor:

„Gelobt sei unser Gott, der Gott unserer Väter, der Gott Israels, der Herr der Heerscharen, der unter den Cherubim thront, von dessen Besitz wir gegessen und dessen Güte uns erhält! Gelobt sei er! Gelobt sei sein Name!“

Und dann folgten die Sätze des Birkas hamosam, die der Alte mit lauter und klangvoller Stimme vortrug, und auf die die unsichtbar Versammelten mit lautem „Omen!“ antworteten.

Der Lichtsieder aber versiel in ein süßes Träumen. Immer ferner sah er seine Kerzen leuchten, immer weiter schien sich die Stimme des Gastes zu entfernen, und nur ganz leise noch tönten die Worte an sein Ohr. Statt dessen tauchten liebliche, nie gesehene Bilder vor seinen Augen auf. Er sah sich selbst auf frommer Wanderschaft gen Erez Israel, durchschritt große Städte und reiste über wilde, sturmbewegte Meere, sah Wüsten und Steppen, und klarer, als je ein Gast sie ihm hätte schildern

können, sah er endlich den heiligen Stätten sich gegenüber, durchwanderte er Erez Israel in allen seinen Ausdehnungen. Immer ferner leuchteten seine Lichter, immer weiter entfernte sich die Stimme des Betenden, und als zum Schluß der Chor der Unsichtbaren das „Nusseh Scholaum“ sang, klang es ihm wie leiser Engelsang aus den höchsten Höhen des nächtlichen Himmels.

Als der Lichtsieder erwachte, saß er an seinem Tisch, die Kerzen brannten, der Becher war halb leer und das Brot angebrochen. Von seinem Gaste aber war nichts zu sehen.

Am andern Morgen tat er den erstaunten Männern seiner Gemeinde seinen Entschluß kund, daß er die Stadt verlassen wolle, um selbst ein Nurech zu werden, der gen Erez Israel wanderte. Soviel sie ihn auch mit Bitten bestürmten, seiner hohen Kunst nicht zu entsagen und Gott fernerhin mit ihr zu dienen, wie bisher, so blieb er doch bei seinem Vorhaben. Die ganze Stadt gab ihm eine Stunde Weges das Geleit — dann schritt er einsam und allein weiter.

Er ist nach langer Wanderung nach Jeruscholajim gekommen, hat dort mit seiner Kunst wieder begonnen, und seine Kerzen gelangten schnell wieder zu dem Ruhm, den sie in der Heimat besessen hatten.

Er hat ein hohes Alter erreicht und ist in Frieden gestorben. Die Wanderer aber, die aus Erez Israel kamen und am Schabbos in jüdischen Häusern zu Gast waren, vergaßen nie, die Geschichte zu erzählen von dem buckligen Lichtsieder, der ein Auredi geworden war.

Und sie vergaßen auch nie, hinzuzufügen:

„Sichraunau liwrochob — sein Andenken sei zum Segen! — Amen!“

Inhalt.

	Seite
Martin Buber: Die Wanderschaft des Kinderlosen . . .	5
S. S. Cohn: Jerusalem	20
H. J. Kibzel: Der Lichtfieber und sein Gast	45